



Einhardpreis

2017

Albrecht Schöne

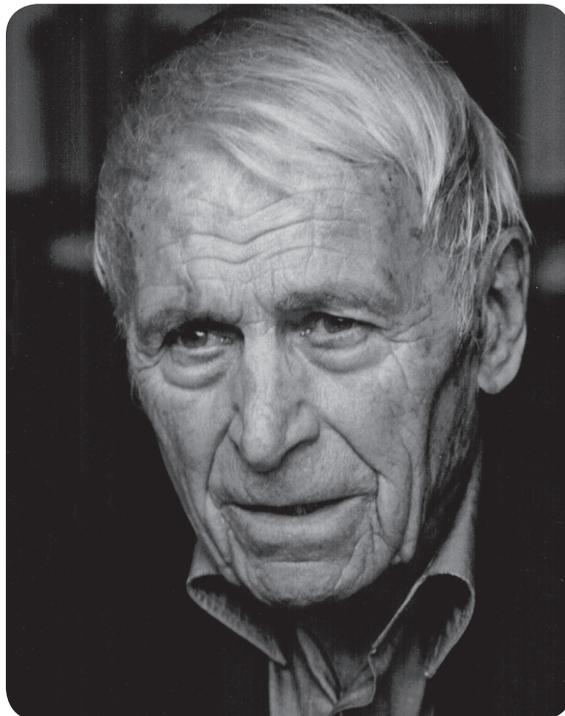
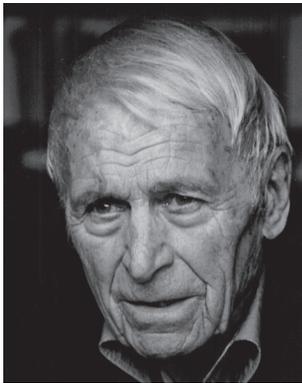


Foto: Barbara Klemm



Der Preisträger:

Dr.phil. Albrecht Schöne

Professor em. der Georg-August-Universität Göttingen



Laudatio:

Marion Poschmann

Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung

Grußwort

Landrat Oliver Quilling

Sehr geehrte Damen und Herren,

als Landrat des Kreises Offenbach möchte auch ich Sie alle auf das Herzlichste hier im Großen Saal des „Riesen“ zur diesjährigen Verleihung des Literaturpreises der Einhard-Stiftung begrüßen.

Die Verleihung des Preises findet alle zwei Jahre in zeitlicher Nähe zum Todestag Einhards am 14. März statt und hat Bedeutung und Wertschätzung weit über die Region und das Land hinaus. Bisherige Preisträger waren unter anderem Joachim C. Fest, Margot Friedländer, John C.C. Röhl oder Joachim Radkau. Schon diese kleine Aufzählung verdeutlicht den Stellenwert und das literarische Gewicht des Preises.

Hier würdigen renommierte Schriftsteller, Literaturwissenschaftler und Feuilletonisten ein herausstechendes, biographisches Werk eines einzelnen Autors.

Dem aktuellen Kuratorium etwa gehören unter anderem Patrick Bahners, seines Zeichens Kulturkorrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Franziska Augstein, Literaturkritikerin der Süddeutschen Zeitung sowie die Autorin, Frankfurter Kulturdezernentin und Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland, Ina Hartwig, an.

Rund um den Einhard-Preis trifft sich also das Who is Who der literarischen Welt. Die Bedeutung dieses Preises für den Kulturstandort Kreis Offenbach kann vor diesem Hintergrund gar nicht

hoch genug eingeschätzt werden. Auch weil Internationalität und Offenheit wesentliche Bestandteile des Markenkerns unseres Kreises darstellen. Der Einhard-Preis wiederum zeichnet die Biografie einer Persönlichkeit aus, die in einer engen Beziehung zu dem ideengeschichtlichen und kulturellen Ringen Europas um eine eigene Identität steht.

Der diesjährige Preisträger Albrecht Schöne etwa setzt sich fundiert und kenntnisreich mit Briefen des Dichters, Politikers und Weltbürgers Johann Wolfgang von Goethe an Friedrich Cotta, Kaiserin Maria Ludovica von Österreich oder Wilhelm von Humboldt auseinander. Schöne gelang damit eines der herausragenden biografischen Sachbücher der vergangenen Jahre.

Nebenbei sei an dieser Stelle dem örtlichen Landrat erlaubt herauszustellen: Dem Werk Albrecht Schönes ist auch zu entnehmen: Goethe hat den ersten in Prosa verfassten Brief, der von ihm überliefert ist, vierzehnjährig an den sechzehnjährigen Ludwig Ysenburg von Buri geschrieben, der damals auf Gut Neuhoof – im heutigen Kreis Offenbach gelegen – lebte und einem kleinen literarischen Kränzchen – wie es der Autor beschreibt – „der Arcardischen Gesellschaft Philandriion“ vorstand, zu dem sich ein paar junge Leute aus dem hessischen Adel und gehobenen Bürgertum zusammengefunden hatten.

Meine Damen und Herren, soviel Lokalpatriotismus sei heute an dieser Stelle einem Kreisvertreter gestattet, um auf

die örtlichen Beziehungen hinweisen zu dürfen.

Jeremy Adler, Professor für Germanistik am King's College London und seines Zeichens ehemaliges Kuratoriumsmitglied des Einhard-Preises, schwärmt geradezu über die „von grammatikalischen Beobachtungen, philologischen Vervollständigungen und einer stets diskreten und besonnenen Lektüre durch den Autor, die ihm die Unmittelbarkeit und Magie der Briefe aufs Schönste eröffnet“.

Beinahe enthusiastisch urteilt der Rezensent Gustav Seibt, ebenfalls ein früheres Kuratoriumsmitglied des Literaturpreises sowie Vizepräsident der

Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, über Schönes Werk. Jede Seite dieses Buches, so der Historiker und Publizist, habe er mit Genuss gelesen.

Man kann die Jury zu ihrer Entscheidung zu Gunsten Albrecht Schönes also nur beglückwünschen. Ich möchte mich daher auch persönlich dem Reigen der Gratulanten anschließen.

In diesem Sinne bedanke ich mich bei den Kuratoriumsmitgliedern, aber auch beim Präsidium sowie dem Ältestenrat der Stiftung für ihr Engagement im Rahmen des Einhard-Literaturpreises und wünsche uns Allen einen inspirierenden Nachmittag

Memento Eginhardi – Der Briefschreiber Einhard

Dr. phil. Hermann Schefers

Leiter des Museumszentrums im Weltkulturerbe Kloster Lorsch

Vorgetragen von Jenny Winkler und Pascal Scholz beim Gedenken Einhards in der Basilika

Kaum eine Persönlichkeit des frühen Mittelalters ist uns so gut bekannt wie Einhard, der Biograph Karls des Großen. Unser Bild von ihm erfasst das gesamte Spektrum der Vielseitigkeit seiner Rollen und Verantwortungen, seiner Beziehungen, seiner Positionen, aber auch seiner Überzeugungen und Anliegen, seiner Bildung, Kenntnisse und Fähigkeiten.

All diese Einsichten verdanken wir natürlich seinen Werken und auch den auffällig zahlreichen Äußerungen seiner Zeitgenossen zu seiner Person.

Die wichtigste Quelle aber sind seine Briefe. Etwa 70 davon haben sich erhalten.

„Haben sich erhalten“ – das klingt so, als wäre das ein autogener, selbstverständlicher Prozess ohne menschliches Zutun. Nichts aber erhält sich über einen solchen Zeitraum ohne dass es einen von Generation zu Generation weitergegebenen Willen gäbe, der, wirksam über die Grenzen von Raum und Zeit entscheidend dafür ist, woran wir uns erinnern und was unserem Gedächtnis verloren geht.

Aus karolingischer Zeit hat sich kein einziger Privatbrief im Original erhalten. Und so verdanken auch die Einhardbriefe ihre Überlieferung und somit ihren Erhalt zunächst denen, die sie

gesammelt und abgeschrieben haben. Nach heutigem Forschungsstand haben dazu zwei Orte eng zusammengewirkt, die heute fünfeinhalb Autostunden voneinander entfernt sind, um 820 etwa eine Woche Reisezeit: Seligenstadt am Main und das heute belgische Gent, am Zusammenfluss von Schelde und Leie. Hier wie dort hatte Einhard zuletzt Gemeinschaften von Geistlichen vorgestanden, die dem Königsdienst verpflichtet waren, der klösterlichen Reform. An beiden Orten, wahrscheinlich unter dem unmittelbaren Eindruck des Todes Einhards am 14. März 840, befanden Menschen darüber, dass es nicht nur sinnvoll wäre, sondern auch nützlich und somit notwendig, seine Briefe aufzuheben. Wie es scheint, ist das Corpus an Einhardbriefen aus zwei an verschiedenen Orten redigierten und kopierten Sammlungen zusammengewachsen – wir vermuten eine Kollektion aus Seligenstadt, die in Gent mit einer örtlichen Zusammenstellung vereint wurde.

Sicherlich ist die auf uns gekommene Sammlung das Ergebnis redaktioneller Entscheidungen, die leider auch damit einhergingen, dass man diesen Briefen bewusst ihre Privatheit nahm, die sich aus der Verbindung des Schreibers, des Adressaten, des Zeitpunktes und des Anlasses ergibt. Indem nun alle Namen

und Daten gelöscht wurden, wurde aus den Briefen das, was im Lateinischen *formula* heißt, ein Muster, ein Modell.

Ein Muster, ein Modell souveräner Sprachbeherrschung, diagonal durch die gesamte soziale Schichtung der Zeit, vom untergeordneten, vielleicht unfreien Verwalter eines Wirtschaftshofes hinauf auf die schmale Plattform des eigenen Standes, hoch zu Bischöfen, Pfalzgrafen, der Kaiserin, dem Kaiser und seiner Nachkommenschaft. Immer ist ein anderer Ton zu treffen: Der des Befehle erteilenden Grundherrn, der eher joviale und herzliche Ton gegenüber Standesgenossen, die respektvolle aber auch respektheischende Ansprache von Bischöfen, Grafen und Äbten, der demutsvolle sprachliche Gestus vor dem Herrscher. Und – davon gelöst und den Ebenen der sozialen Verortung gänzlich entrückt – der erklärende Ton des Gelehrten, der sich ebenso eine eigene kommunikative Nische verschafft wie der seltene und aus dieser Zeit kaum greifbare Ton des Privaten.

Es sind Briefe aus dem Genter Corpus, die uns Imma, Einhards Gemahlin, als Verwandte, vielleicht sogar als leibliche Schwester des Bischofs Bernhard von Worms und Abtes von Weißenburg zeigen; möglicherweise ist Imma sogar die Autorin zweier Schreiben der frühmittelalterlichen Sammlung. Wir lernen den Kalender des höfischen Funktionärs verstehen, nehmen Einblick in die Seligenstädter Baustelle, sehen, wie Einhard Ziegel und Blei für die Eindeckung seiner Basilika bestellt, seinen Konvent ordnet, dem er kurz zuvor, wahrscheinlich 830, den Rang eines privilegiengestützten Königsklosters verschafft hatte. Wir sehen Einhard Einfluss neh-

men auf oft harte Grenzfälle der damaligen Rechtspraxis, wozu ihm immer wieder das Asylrecht in Anspruch nehmende Verfolgte Anlass gaben: da geht es um Freiheit und Unfreiheit, es geht um die Teilnahme am Heeresaufgebot und um die Freigabe Unfreier, die Kleriker werden wollen.

Wir sehen Einhard aber auch als kritischen Ratgeber Kaiser Lothars, er leiht seinem Herrn Ludwig dem Frommen die Feder für einen Brief an die von den Arabern bedrängten Bewohner von Mérida in Spanien, die sich schutzsuchend an den Frankenherrscher gewandt hatten, er ist, gleich nach der Kaiserin, der Adressat eines Schreibens des Domklerus von Sens, mit dem dieser seinen Kandidaten für den Bischofssitz durchzusetzen versucht.

Und wir erleben Einhard in großen Nöten – im Frühjahr 830, als ein breiter Riss durch das Reich läuft, Lothar, der Taufpate des kleinen Karls des Kahlen, sich nicht mehr an die dem Vater gegebenen Versprechen hält, und damit die so genannte loyale Revolution auslöst, mit der die meisten Bekannten und Standesgenossen Einhards sich gegen den Kaiser wenden. Einhard versucht in dieser gefährlichen Situation sich erst einmal der Gefahr unumkehrbarer Loyalitätsbekundungen zu entziehen, was nur um den Preis des Verlustes politischen Einflusses zu haben war. Wir spüren seine Unsicherheit, seine Angst. Moderne Historiker haben ihm Opportunismus vorgeworfen.

Das Spektrum der Briefe Einhards geht über das Genter Briefkorpus hinaus. Eine Sonderstellung beanspruchen die gesondert überlieferten Briefe zwischen Einhard und Lupus von Ferrières, den

gelehrten Mönch, der in Fulda unter Hrabanus Maurus studierte und dem auch ein kleines Werk zuzuordnen ist, das Einhard der Notwendigkeit der Kreuzesverehrung gewidmet hat. Wir können es als Antwort auf eine nicht erhaltene Frage Lupus' lesen, aber auch als eigenständigen Traktat, der uns sowohl die Eigenständigkeit theologischen Argumentierens, fortgeschrittene Griechischkenntnisse des Briefeschreibers wie auch die bei Einhard jederzeit zu erwartende Offenheit für bisher nicht gefundene Lösungen und Denkansätze vor Augen führt. Aus heutiger Sicht ist der Traktat einer der späten Beiträge gelehrter Hoftheologen zu dem großen thematischen Komplex rund um den so genannten Byzantinischen Bilderstreit.

Der kurze, aber inhaltsreiche Briefwechsel zwischen Einhard und Lupus zeigt uns den altgewordenen Einhard, der sich aus der aufregenden und an Überraschungen reichen Welt der Politik zurückgezogen hat und ganz seinen Forschungen widmet, aber auch bis über die Grenzen des ihm Möglichen hinaus den Bau seiner Basilika und seines Klosters voranzubringen sucht. Lupus möchte wissen, was das griechische Wort *Skänographía* bei Vitruv bedeutet und sieht sich durch seinen Lehrer Hrabanus an Einhard verwiesen, der ihm dies anhand eines kleinen Reliquars mit elfenbeinernen Säulchen zeigen könne, das Einhard selbst verfertigt habe. Ein kleiner Nebensatz nur, aber eine bedeutende Konsequenz für die Biographie Einhards, dessen eigene Künstlerschaft damit wieder ins Spiel kommt, ja, mehr noch: nämlich die Möglichkeit, dass sich Fragmente dieses Reliquars bis heute erhalten haben.

Auch das Seligenstädter Vitruv-Exemplar möchte man in einem heute Londoner Manuskript wiedererkennen; es war zu seiner Zeit eine der seltenen Kopien dieses Architekturschriftstellers aus der Zeit des Kaisers Augustus und der Geburt unseres Herrn. Was aus der kleinen Bibliothek Einhards wohl geworden ist? Vielleicht dürfen wir in dem schönen Boethius-Fragment des Seligenstädter Museums eines ihrer Relikte sehen?

Lupus von Ferrières ist auch der Empfänger des persönlichsten Zeugnisses gewesen, das wir von Einhard haben, es ist der erschütternde Brief, der dem wohlherzogenen und wissbegierigen Zögling Hrabans den Tod seiner Gemahlin anzeigt, den Tod Immas, die sterben musste, obwohl er, Einhard, seine Heiligen, für die er so viel getan hatte, um ihr Leben gebeten hatte. Die Welt, in der Einhard lebte, begann sich zu verdüstern, wir hören von Krankheit und Unwohlsein, eine Altersdiabetes mag dem alternden Gelehrten zu schaffen gemacht haben. Der Besuch des Kaisers, zu Beginn der Jagdsaison 836, mag ihn vielleicht nicht erheitert haben, aber er kam einer reichsweit bemerkten Ehrerweisung Einhard gegenüber gleich, der ja auch ein Altersgenosse des Kaisers war. Ludwig der Fromme wird sich die Baustelle des Klosters und seiner Basilika angesehen haben, und sicher betonte Einhard, wie sechs Jahre zuvor dem eigenen Konvent gegenüber in einem Brief, fast einem pastoral anmutenden Schreiben, dass hier ein dem Königsdienst gewidmetes Kloster im Entstehen begriffen sei: Zum Nutzen des Herrschers, ihm aber auch anvertraut zur Förderung und Entwicklung.

Eine eigene Rezeption und Tradition hat ein Brief Einhardts an Kaiser Ludwig den Frommen gefunden, der unter dem das ganze Reich beschäftigenden und ängstigenden Eindruck des Halleyschen Kometen stand, der im Februar und März 837 den Nachthimmel beherrschte. Kometen galten als Boten kommenden Unheils, die Annalen der Klöster verzeichnen sie ebenso wie außergewöhnliche Naturereignisse oder wundersame Vorkommnisse. Wir merken: Die Zeit, in der Einhard lebt, fühlt sich als letzte Epoche einer alt gewordenen und längst angezahlten Welt. Man achtet auf Vorzeichen – nicht, weil man das auch in der Antike so gemacht hat, sondern weil es galt, rechtzeitig Anzeichen für das Ende der Welt und ihrer letzten, im Zeichen Roms stehenden Epoche wahrzunehmen.

Der besorgte Kaiser holte den Rat seiner Gelehrten ein, auch die Expertise Einhardts. Aber ausgerechnet der wundergläubige Einhard ermuntert den Herrscher nach vorne zu schauen, ein bußfertiges, gottgefälliges Leben zu führen, nicht auf möglicherweise das Ende kündende Zeichen zu schauen, sondern auf die eigene Mission in dieser Welt. Und wer überhaupt könne solche Zeichen deuten? Sei nicht auch der Stern von Bethlehem ein Komet gewesen und habe der nicht den Beginn eines neuen Zeitalters im Zeichen des Heils angezeigt?

Dieser Brief sticht unter den späten Lebenszeugnissen Einhardts besonders

hervor und zeigt uns, dass der alte Einhard zwar die alte Ordnung, für die er sich im Vertrauen auf ihre Gottgewolltheit ein Leben lang eingesetzt hat, die Idee der Reichseinheit, die fränkische Kaiseridee zwar in Gefahr sehen musste, nicht aber am Ende. So wie der Komet ein Kündiger eines neuen Kapitels der Heilsgeschichte sein mochte, so wollte Einhard auch darauf vertrauen, dass seine Heiligen, Marcellinus und Petrus, von seinem Kloster aus, die derzeit auseinanderdriftenden Reichsteile wieder zusammenbringen und der alten Ordnung wieder zuführen würden, einer Ordnung, die Recht und Religion, Reform und Bildung, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Kirche und Gesellschaft, politisches Handeln und den Nutzen für die Menschen wieder zu einem Programm vereint, wie Einhard es damals, vor einem Menschenleben, am Hof Karls des Großen als Aufbruch erlebt hatte und sogar mitgestalten konnte.

So verbindet sich am Ende seines Lebens das Erlebnis persönlicher Verluste und Niederlagen mit dem versöhnlichen Bewusstsein, dass dem, zu dem er die Fundamente gelegt hat, eine Zukunft beschieden sein wird, das eigene Erdendasein nicht vergeblich war und die Spuren nicht gleich verweht sein werden.

Im Gegenteil: Kaum eine Persönlichkeit des frühen Mittelalters ist uns so gut bekannt wie Einhard, der Biograph Karls des Großen.

Marion Poschmann

Laudatio

zur Verleihung des Einhardpreises 2017

an Albrecht Schöne

Verehrte Damen und Herren,
lieber Herr Professor Schöne!

Mit dem Einhardpreis würdigen wir heute eine Goethebiographie, verfaßt von einem der gründlichsten Kenner der Goetheschen Werke.

Nun handelt es sich bei Goethe wohl um eine der meistbiographierten Persönlichkeiten überhaupt. Dies hat mehrere gute Gründe. Goethe, schon zu Lebzeiten international berühmt, verfolgte die unterschiedlichsten Interessen und gibt bis heute Anlaß zu Publikationen, die mit dem Namen Goethes ein bestimmtes Themengebiet ins allgemeine Bewußtsein zu rücken suchen. Die Themenbiographie anerkennt Goethes Leistungen in bestimmten Fachbereichen und zeigt eine seiner vielen Facetten vermeintlich besonders deutlich. Bei nur oberflächlicher Recherche findet man sofort unzählige Titel wie „Goethe und der Harz“, „Goethe, Gneis und Granit“, „Goethe und die Forstwirtschaft“ oder Goethe in Bezug zu Napoleon, zu Beethoven, den Frauen im allgemeinen und im besonderen, zur Romantik, zum Islam, zum Ginkgo, zum Geld und so fort ins Unendliche.

Die andere populäre Form der Goethebiographie bedient sich der klassischen Lebensbeschreibung, zeigt Goethes Stationen und Bekanntschaften in mehr oder weniger chronologischer Folge

und zielt darauf ab, von der Persönlichkeit des Porträtierten eine umfassende Vorstellung zu geben. Wenn sich auch das Goethebild im Lauf der Jahre immer wieder gewandelt hat, so bleibt doch ein konstantes Publikumsinteresse darauf gerichtet, sich an Goethe, dem Genie, dem Großen, dem Vielseitigen, dem Zerrissenen, dem Erfolgreichen, in der einen oder anderen Weise ein Vorbild zu nehmen. In der Tat gilt Goethe als exemplarische Verkörperung von Individualität, von einem, der ungeachtet aller Konventionen sein eigenes Leben lebt und seine Begabungen glücklich entfaltet. Die Betonung des Individuellen, der Einzigartigkeit eines jeden Menschen erfuhr einen Höhepunkt mit dem Sturm und Drang, aber der Wunsch danach hat sich bis heute nicht vermindert, man könnte auch sagen: Der Wunsch danach hat sich bis heute nicht erfüllt. Denn anders läßt sich das Bedürfnis des Lesepublikums, sich an Goethe zu orientieren, kaum erklären, anders läßt sich auch nicht erklären, warum regelmäßig Goethebiografien das Zeug zum Bestseller haben. Eine nicht geringe Anzahl dieser Biographien tendiert insgeheim zur Selbsthilfeliteratur. Noch im Jahr 2016 stand der Titel „Warum ein Leben ohne Goethe sinnlos ist“ auf der Spiegel-Bestsellerliste, und es ging darin um Goethe, den Lebenskünstler, dem das gelungen ist, was nur wenigen gelingt: Ein Leben in Fülle zu führen.

Die Sehnsucht nach Individualität ist nicht trivial. Die Frage nach der Identität, wie sie sich herausbildet, welchen Einflüssen sie unterliegt, ob sie wandelbar oder immer gleich ist, inwiefern sie von ihrer Zeit geprägt ist und auf diese ihre Zeit zurückwirkt, stellte sich mit der Aufklärung in besonderer Dringlichkeit, sie ist bis heute virulent.

Auch die bedeutenden Goethe-Biographen der vergangenen Jahre, darunter Friedrich Gundolf, Emil Staiger, Richard Friedenthal, Karl Otto Conrady, Nicholas Boyle oder zuletzt, 2013 Rüdiger Safranski, stellen sich auf je ihre Weise der Herausforderung, das Individuum Goethe, den Vielgestaltigen, Wandelbaren, sich doch immer Gleichen, auf den Begriff zu bringen, und so unternimmt jedes neue Werk nichts weniger als den Versuch, das Unfaßbare, den Menschen Goethe, zu fassen.

In „Der Briefschreiber Goethe“ untersucht Albrecht Schöne neun Goethebriefe und unterzieht sie einer Mikroanalyse. Diese neun Briefe erscheinen in chronologischer Reihenfolge, der erste stammt von dem vierzehnjährigen Knaben, der letzte aus dem Jahr 1832, wenige Tage vor Goethes Tod, sie decken also die ganze Epoche, die Goethezeit, ab. Die Auswahl versammelt Briefe an unterschiedliche Adressaten zu völlig unterschiedlichen Anlässen, ihr Themenspektrum ist daher breit gefächert und vermittelt einen Eindruck von den vielfältigen Gebieten, mit denen Goethe sich beschäftigte, sowie von den Menschen, mit denen er Umgang pflegte.

Goethe war ein außerordentlicher, ja ein unmäßiger Briefschreiber. An rund 1.700 Empfänger hat Goethe seine Kor-

respondenz gerichtet, etwa 20.000 Briefe verfaßt, selbst sogar noch mehr, ungefähr 24.000 Briefe, erhalten. Das Ungleichgewicht von 4.000 Briefen resultiert unter anderem aus der Vielzahl von Verehrungsschreiben und unsachlichen, zu persönlichen Anfragen, die Goethe in seinen späteren Jahren nicht mehr alle beantworten konnte und wollte.

Unter den 20.000 Goethebriefen finden sich auch kurze Anweisungen, Bestellungen, Rechnungen oder auf „Zetteln“ hingeworfene Bemerkungen, die nicht mehr als einen Satz enthalten. Gleichwohl ist eine Auswahl von neun aus 20.000 äußerst minimalistisch. Auf diesem Minimalismus, der extremen pars-pro-toto-Entscheidung, beruht das Gelingen dieses gesamten Unterfangens. Es handelt sich um die Methode, aus der Einzelheit eine ganze Welt zu erschließen.

Im ersten untersuchten Brief von 1764 an Ludwig Isenburg von Buri geht es Goethe darum, mittels einer stark stilisierten, literarisierten und doppelbödigen Selbstdarstellung Zugang zu einem Literaturkreis junger Leute, der „Gesellschaft derer Arcadier zu Phylandria“, zu erwirken. Obwohl sein Brief einen gewissen Eindruck macht und als literarische Talentprobe durchaus überzeugt, wird seinem Gesuch nicht stattgegeben, denn die Mitglieder des Zirkels legen mehr Wert auf charakterliche Tadellosigkeit als auf künstlerische Fähigkeiten, und es kam ihnen von anderer Seite zu Ohren, daß Goethe sich nachts in zwielichtiger Gesellschaft auf Frankfurts Straßen herumtrieb.

An Ernst Wolfgang Behrisch schickt Goethe 1767 den aufgewühlten Brief

eines eifersüchtig Verliebten. Er klagt dem Freund sein Leid und steigert sich dabei in eine literarische Raserei hinein, die er über die kommenden Jahre kultivieren wird und die schließlich im Selbstmord des jungen Werthers gipfelt.

Mit dem Brief an Krafft von 1778 zeigt sich Goethe von der Seite des Wohltäters. Krafft war ein labiler, in finanzielle Not geratener, nicht ohne eigene Schuld verfolgter Unbekannter, dem Goethe über Jahre hin ein Siebentel seines Einkommens überließ.

In seiner Funktion als Kriegskommissar schickt Goethe 1779 ein Beratungsdokument an den Herzog Carl August. Hier entwirft er weit vorausschauende politische Strategien für das Verhalten beim Konflikt zwischen Österreich und Preußen, in dem das kleine Weimar zerrieben zu werden drohte.

1806 diktiert er einen Wutbrief an Cotta, seinen Verleger.

1811 geht ein Dankeschreiben an den Grafen von Althann. Goethe bedankt sich darin für eine goldene Dose, die ihm die österreichische Kaiserin Maria Ludovica in Anerkennung eines Lobgedichtes hat zukommen lassen. Diese eigens angefertigte Dose, von der Kaiserin erst nach mehreren Entwürfen für gut befunden, trug den Namenszug „Luise“ und zeugt, wie auch die differenzierten Anredeformen, die Goethe in seinem Brief verwendet, von einem geheimen Code der Innigkeit, der die üblichen Respektsabstände, die ihre Beziehung öffentlich erforderte, zu unterlaufen imstande war.

Der Brief an Zelter von 1828 zeigt Goethes Reaktion auf den Tod seines

Fürsten Carl August. Goethe erscheint nicht zum Begräbnis, vielmehr reist er nach Dornburg, an einen Ort, wo er mit dem Herzog glückliche Tage verbrachte. Er flüchtet sich dort in die Arbeit, und das heißt für Goethe: ins Leben.

An den jungen Seebeck richtet Goethe 1832 einen Beileidsbrief zum Tode von dessen Vater. Thomas Johann Seebeck war ein Naturwissenschaftler, von dem Goethe annahm, daß er seine eigene Auffassung der Farbenlehre teilte. Später empfand er Seebeck als abtrünnig, so daß sich ihr Verhältnis empfindlich abkühlte. Nach jahrelanger Funkstille ist Goethe nun noch einmal zu einer Stellungnahme aufgefordert.

Der letzte Brief in der Untersuchungsfolge und zugleich der letzte Brief Goethes überhaupt geht 1832 an Wilhelm von Humboldt. Es handelt sich um eine Art poetologisches Vermächtnis mit dem Ziel, seine „Eigenthümlichkeiten zu cohobieren“, das heißt, wie in der Alchemie durch mehrfache Destillation zu läutern.

Für jeden dieser Briefe bringt Albrecht Schöne so umfassendes Hintergrundmaterial bei, daß jeder für sich als Zeitdokument äußerst aufschlußreich ist. Einige der Studien wurden in den vergangenen Jahren schon gesondert publiziert und lesen sich auch einzeln spannend wie eine kriminologische Untersuchung. In Exkursen über die damaligen Postverhältnisse und das Zensurwesen, über die Konventionen des Briefstellens oder die Anredepronomen werden die Briefe noch weiter mit situativen Informationen unterfüttert.

Gemeinsam ist all diesen Briefen, daß sie ebenso als Charakterdarstellung ge-

lesen werden können wie als souveränes literarisches Spiel mit den Möglichkeiten des eigenen Ichs. Goethe zeigt sich stets als von mehreren, einander widerstrebenden Interessen geleitet, und sein literarischer Rang erweist sich einmal mehr darin, daß es ihm gelingt, seinen widerstreitenden Bestrebungen in einem stets angemessenen Stil vollständigen Ausdruck zu verleihen.

Nun ist der Brief von vornherein eine schwierige Textform. Die grundsätzlich ambivalente Verfaßtheit der Sprache zeigt sich im Brief wohl in besonderem Maße, ja der Brief demonstriert geradezu die strukturelle Unmöglichkeit, Sprache und Person jemals zur Deckung zu bringen.

Auch im Zeitalter des Originalgenies, das sich nur der eigenen Natur verpflichtet sieht, richtet sich der Inhalt eines Briefes, richten sich Sujet, Stil und Wortwahl zu einem nicht geringen Teil am Empfänger aus. Der Empfänger, so macht es Albrecht Schöne deutlich, schreibt gewissermaßen immer schon mit.

In jedem dieser neun ausgewählten Briefe bricht das Grundthema der Identität schillernd hervor, und ein erheblicher Teil der Leistung Albrecht Schönes besteht darin, daß er genau an diesem Punkt mit seiner Untersuchung ansetzt. Wie konstituiert sich eigentlich ein Ich? Das ist nach wie vor im Leben wie in der Literatur die entscheidende Frage.

„Und ich, ich werde Goethe bleiben“, schreibt 1770 der Zwanzigjährige an Käthchen Schönkopf. „Sie wissen, was das heißt. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz.“

Und im berühmten Ginkgo-Gedicht:
„Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich Eins und doppelt bin?“

Goethe hat sich hinter seinem Stil verborgen, der in seinen jungen Jahren überschwenglich und exaltiert, in seinen späteren Jahren zunehmend förmlich und geschraubt daherkam. In jedem Fall war dieser Stil geeignet, sogenannte wahre Gefühle auch noch dann zu verbergen oder zu verhüllen, wenn sie betont, ja ausgestellt schienen. Dies macht die Lektüre dieser Briefe zu einem komplexen Spiel, zu einer atemberaubenden Suche nach der Person hinter einer auffallend konventionellen Wendung, nach der Person im Ausgesparten und im demonstrativ Hervorgehobenen, dem zwischen den Zeilen Gesagten und Nichtgesagten. Goethe bemühte sich, was seine sogenannten wahren Gefühle, was seine Person betraf, Zeit seines Lebens um Diskretion.

Das Unbehagen beim Briefeschreiben, die Spannung zwischen Nähe und Distanz, Authentizität und Konvention, Spontaneität und Berechnung, läßt sich vielleicht an dem Brief besonders gut studieren, den Goethe 1806 an Johann Friedrich Cotta schrieb.

Der Brief ist eine schwierige Textsorte, und Briefe an den Verleger sind eine Gattung für sich. Das Verhältnis zum Verleger, ausgespannt zwischen Vertrautheit, ja Vertraulichkeit bis zur Intimität auf der einen Seite und nüchterner ökonomischer Interessen auf der anderen, führt von vornherein einen unvermeidlichen Grad an Ambivalenz mit sich, und Briefe an den Verleger gehören im Leben eines Schriftstellers zu den schwierigsten Aufgaben überhaupt.

Ein Verleger weiß, daß der Schriftsteller seine ganze Kunst aufwendet, um sich bei ihm brieflich in ein gutes Licht zu setzen, der Schriftsteller wiederum schreibt in vollem Bewußtsein davon, daß der Verleger all seine Absichten, seien sie noch so gut formuliert und verdeckt, sofort durchschaut.

So schreibt 1968 der Verleger Siegfried Unseld an seinen Autor Thomas Bernhard, nachdem dieser zum wiederholten Mal unverhältnismäßige Geldforderungen an den Verlag richtet, die der Verleger gleichwohl aus psychologischen, pädagogischen und strategischen Gründen nicht abzulehnen imstande ist: „Lieber Herr Bernhard, Sie haben den geschicktesten und raffiniertesten Brief geschrieben, den mir jemals ein Autor zugesandt hat. Mein Kompliment.“

Was hatte Bernhard verlangt?

„Unterstützen Sie also bitte meinen guten Charakter, nicht meinen schlechten“, schreibt Bernhard mit Nachdruck.

Und einige Monate zuvor, die Situation ist die gleiche, Bernhard benötigt mehr Geld:

„Lieber Herr Unseld, Ihr Brief vom 15. ist voll Wahrheit, enthält aber eine Unrichtigkeit und ist im übrigen von einer mir sehr vertrauten agronomischen Schläue, der ich meine Bewunderung nicht entziehen kann.“

„Lieber Herr Bernhard, ich stelle mir vor, was künftige Adepten des Studiums von Literatur- und Verlagsgeschichte bei der Lektüre unseres Briefwechsels sagen werden. Suaviter in re, fortiter in modo.“

Unseld verkehrt hier die Redewendung: „Fortiter in re, suaviter in modo“, also

„Stark in der Sache, angenehm in der Form“, ein Motto, das für Autor und Verleger gleichermaßen gültig ist.

Man darf wohl hinzufügen, daß Siegfried Unseld, der glühende Goethe-Verehrer, in seiner Monographie „Goethe und seine Verleger“ eine Lanze für den großen Verleger Cotta gebrochen hat. Man muß ihm nicht darin folgen, daß überhaupt erst in der Zusammenarbeit mit Cotta der Goethesche Weltruhm möglich wurde, aber man kann leicht erkennen, daß Unseld das Kunststück fertig bringt, sich sowohl mit Goethe als auch mit Cotta zu identifizieren. Es ist diese Haltung, eins und doppelt verfaßt von Sender und mitgedachtem Empfänger, in der Unseld mit seinen Autoren, in der Goethe mit seinem Verleger korrespondiert.

Goethe hatte zu Verlegern kein unbelastetes Verhältnis. Natürlich respektierte er sie als Geschäftspartner, aber er wünschte auch, daß es für sie eine „eigene Hölle“ gäbe.

Goethes Brief an Cotta ist ein Wutbrief, in dem Goethe sich über Indiskretionen der Presse empört. In der Allgemeinen Zeitung erschien ein Klatschartikel über Goethes private Verhältnisse. Man hält ihm vor, er habe sich mit seiner Haushälterin Christiane Vulpius ausgezogen beim Einmarsch der Franzosen trauben lassen, mithin in einer lebensbedrohlichen Situation. Ihm wird unterstellt, er ließe es sich gutgehen, während die anderen Not erlitten.

Goethe findet mehrere Seiten lang sehr deutliche Worte der Verdrossenheit, er spart nicht mit Vorwürfen und bestellt mit sofortiger Wirkung die Zeitung ab.

Brisant dabei ist, daß diese Presse, die Falschmeldungen und böse Verleumdungen verbreitet, Cotta untersteht, denn Cotta verlegt nicht nur die Werke Goethes, sondern auch die Allgemeine Zeitung.

Er schreibe an Cotta „leider zum ersten Mal mit einer unangenehmen Empfindung“, läßt Goethe verlauten, er läßt durchblicken, daß er „gekränkt und beleidigt“ ist, es fallen Ausdrücke wie „ekelhaft“, „abscheulich“, „innere Fäulniß“, „Ungeziefer“, „Krebsschaden“.

Albrecht Schöne geht in seiner Mikrolektüre all diesen „unangenehmen Empfindungen“ nach, indem er jedes einzelne Wort auf seinen Hallraum hin abklopft, und er arbeitet anhand der einzelnen Formulierungen heraus, welche Bedeutung die Ereignisse für den Briefschreiber hatten. Aus dessen Sicht hatte ihm Christiane Vulpius während der Plünderungen das Leben gerettet, und gerade angesichts der bedrohlichen Lage empfand er die Notwendigkeit, das Angemessene nicht länger aufzuschieben. So entfaltet sich aus Goethes teils verfahrenen Sätzen mit allen Unter- und Zwischentönen das Panorama einer publizistischen Intrige. Schöne nennt die Zuträger, die Beteiligten, die Verantwortlichen, und erst mit diesen Informationen, die Goethe gar nicht bekannt waren, wird der Skandal in seinem ganzen Ausmaß deutlich: Cotta tat ahnungslos, wußte aber über alle Handelnden genau Bescheid.

Goethe schickt seinen Brief nicht ab. Am nächsten Tag verfaßt er anstelle eines mehrseitigen Wutausbruchs fünf knappe, gemäßigte Sätze.

„Halten Sie das Gute was wir zusammen noch vorhaben für bedeutend, füh-

len Sie die Schönheit unseres Verhältnisses in seinem ganzen Umfang; so machen Sie diesen unwürdigen Redereyen ein Ende, die sehr bald ein wechselseitiges Vertrauen zerstören müßten“, schreibt Goethe schließlich an Cotta. Fortiter in re, suaviter in modo?

Cotta ist trotzdem beleidigt. Und Goethe muß in seinem nächsten Schreiben einlenken.

Die Methode der Stilanalyse, die Albrecht Schöne seit Jahrzehnten anwendet, erweist sich im Fall von Goethe als besonders ertragreich. Schon in seiner Göttinger Antrittsvorlesung 1960 hat Albrecht Schöne sich dem Stil Robert Musils zugewandt. Er hat ein grandioses Buch über Lichtenberg geschrieben, in dem er Lichtenbergs „Physiognomik des Stils“ auf diesen selbst anwendet und seine Konjunktive untersucht – der Konjunktiv Lichtenbergs erweist sich als aufklärerisches Mittel, nichts als indikativisch gegeben zu nehmen, vielmehr sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. In seinem Werk über Goethes Farbenlehre weist Schöne anhand des brauchs nach, daß die Farbenlehre für Goethe im Rang einer Religion stand, die er gegen Ketzer wie Newton zu verteidigen suchte.

Biographisches Schreiben entfaltet sich stets zwischen zwei Polen, zum einen der Faktentreue und des gründlichen Quellenstudiums, zum anderen der Narration.

Jede gelungene Biographie zeichnet sich dadurch aus, beiden Polen möglichst vollständig gerecht zu werden. Es geht nicht etwa um einen Ausgleich oder um einen Kompromiß zwischen Dichtung und Wahrheit, nein, es geht

darum, sowohl den Respekt vor den vorliegenden Informationen zu wahren als auch mit diesen Informationen so zu verfahren, daß sie in einen neuen, aufschlußreichen Zusammenhang gebracht werden. Und weil es sich bei einem solchen Unterfangen um einen Widerspruch in sich handelt, weil ein solches Unterfangen aus Gründen der aristotelischen Logik eigentlich gar nicht denkbar ist, reicht das biographische Schreiben unmittelbar in den Bereich der Kunst.

Die Biographie als künstlerische Form vermag Paradoxien durchaus in sich zu schließen, die inhärenten Widersprüche aufzuheben, ja sie darf sich an diesem Hiatus vielmehr entzünden und daraus ihre Kraft, ihre Anmut, ihre Eleganz ziehen. Die Biographie als Kunstform aufgefaßt gewinnt ihre Schönheit aus der scheinbar leichthändigen Lösung einer an sich unlösbaren Aufgabe.

Albrecht Schöne nennt die neun Kapitel seiner Briefanalysen lapidar „Fallstudien“. Sigmund Freud nannte seine Fallstudien „Novellen“. Aus dem Novellistischen, der „unerhörten Begebenheit“ und ihrer Durchführung, gewinnen Freuds Studien ihre Überzeugungskraft.

Die Form dieser Krankengeschichten geht auf das „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“ zurück, eine Sammlung von Fallstudien, die als erste deutsche psychologische Zeitschrift gilt. Der Schriftsteller Karl Philipp Moritz trug für diese Zeitschrift Erfahrungsberichte geistiger und seelischer Ausnahmezustände zusammen, man konnte Traumprotokolle einreichen, Morderzählungen, Wahnphantasien, selbst Geistergeschichten fanden sich ein. Un-

ter dem Wahlspruch „Erkenne dich selbst“ war es das erklärte Ziel, den einzelnen in seiner Besonderheit gelten zu lassen, also keine moralischen, medizinischen oder religiösen Grundsätze auf den Einzelfall anzuwenden, sondern diesen für sich sprechen zu lassen, sich am Einzelfall weiterzubilden und sich im Einzelfall selbst zu erkennen.

Eine Interpretation hat ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten und läuft immer Gefahr, sich zu verselbständigen. Gerade im Falle Goethes sehen wir auf eine lange Geschichte biographischer Vereinnahmungen zurück. Die Nationalisten, die Nationalsozialisten, die Kommunisten, die Kapitalisten, alle haben sie der Versuchung nachgegeben, die Figur Goethes für ihre eigenen Zwecke zu instrumentalisieren. Auch die zeitgenössischen Biographen unterliegen nicht selten dem Irrtum der Identifikation und vermeinen ihre Figur durch den intensiven Umgang am Ende allzu gut zu kennen.

Schöne hingegen zeigt uns Goethe so genau, wie die Quellen es zulassen, und so redlich wie akribisch verbietet er sich dabei jede Spekulation.

Der Coup an dieser Biographie ist die Form der Fallstudie. Albrecht Schöne hält sich strikt an den Fall, den Brief, er entfaltet daran einen vielschichtigen Charakter, stellt ihn in ein beeindruckendes Panorama der Zeit und bringt dabei überraschende Einsichten zutage, aber er vermeidet letztlich die Formulierung einer einheitsstiftenden Idee. Neun Briefe, neun Fallstudien – Schöne läßt die verschiedenen Aspekte von Goethes Leben, die verschiedenen Zeitschichten und Situationen nebeneinan-

der existieren, er läßt Widersprüche, Unschärfen, Unerkennbarkeit zu und zollt gerade darin der Individualität des Porträtierten seinen Respekt.

So mag auf diese Biographie ebenso jene Bemerkung Goethes zutreffen, die wiederum Albrecht Schöne in seinem großen Faustkommentar zitiert: „Es hätte ‚ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen.“

Albrecht Schöne kommt Goethe, dem Briefschreiber, vielleicht so nah wie kein anderer zuvor. Und doch läßt er Goethe, den Einzigartigen, unangetastet, subsumiert er ihn nicht seinem Erzählzusammenhang, vereinnahmt er ihn nicht für seine Beweisführung.

Goethe, das Individuum, wird durchleuchtet und bleibt doch ein Rätsel, bleibt das Entscheidende, bleibt unhintergebar.

Wohl über ein halbes Jahrhundert hat Albrecht Schöne sich mit Goethe beschäftigt, und noch immer hält er eine gleichbleibend höfliche Distanz zu seinem Gegenstand. Dies ist nichts anderes als gelebte Aufklärung, der Mut, auch die eigenen Urteile immer neu zu überprüfen. In dieser sympathetischen Distanz besteht die besondere biographische Kunst.

Ich freue mich sehr, daß die Einhard-Stiftung „Der Briefschreiber Goethe“ mit dem Einhardpreis 2017 ausgezeichnet hat, und ich möchte Ihnen, lieber Herr Schöne, meinen Dank aussprechen für dieses warmherzige, feinfühliges, großartiges Buch.

Albrecht Schöne

Dankansprache

Verehrte Damen und liebe Herren!

Etwa eine halbe Stunde ist vorgesehen für meine Bedankung. Ich habe lange überlegt, was ich da sagen könnte. Am besten, dachte ich, wäre eigentlich etwas Neues noch über den Briefschreiber Goethe – also nach den in meinem Buch schon gedruckten neun Abhandlungen über jeweils einen seiner Briefe vielleicht ein zehnter Versuch dieser Art. Möglichst mit einigem Aktualitätswert. An solchen Texten mangelt es ja nicht bei ihm. Nicht nur in den Berliner Vorgärten machen sich neuerdings Wildschweine zu schaffen. An Göttingens Stadtrand wohnend, habe ich vor einiger Zeit auch dort eine führende Bache gesehen, die mit drei Frischlingen durch unseren eigenen Hausgarten wechselte. Ich traute wirklich meinen Augen nicht. Das hat mein Interesse auf einen Brief gelenkt, der jetzt wohl in Frage käme. Wenigstens einige Passagen daraus lassen Sie mich bitte vorlesen. – Dem auf ein Darmstädtisches Jagdschloss gereisten Weimarer Herzog schreibt Goethe im Dezember 1784:

„Auch die Jagdlust gönn ich Ihnen von Herzen und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Übels befreyen werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersbergs. [...]

Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Heerde zu unsrer Gegend sag ich nichts, ich rede nur von

dem Eindrücke, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehn, es ist darüber nur Eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerey selbst, alles vereinigt sich in dem Wunsche diese Gäste vertilgt zu sehn. [...]

Was mir dabey aufgefallen ist, und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabey offenbaaren. Die meisten sind nur erstaunt, als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen, die Menge schreibt Ihnen nicht das Übel zu, andre gleichsam nur ungern, und Alle vereinigen sich darinne, daß die Schuld an denen liege, die statt [freimütige] Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehn. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschliesen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens und Handlens Art, Ihren bekannnten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht.

Der Landkommissair hat mir gerade in's Gesicht gesagt, daß es unmöglich sey, und ich glaube, er hätte mir die Existenz dieser Creaturen völlig geläugnet, wenn sie ihm nicht bey Lützendorf eine Reihe frisch gesetzter Bäume gleich die Nacht drauf zusammt den Pfälen ausgehoben und umgelegt hätten.

Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur, ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert [meint: zum Essen aufgetragen, so] daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersbergs wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten. [...]

Ich habe Sie so manchem entsagen sehn und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft [meint: mit dem Verzicht auf die der Jagdlust dienende Wildschweinhege am Ettersberg] den Ihrigen ein Neujahrsgeschenck machen, und halte [: bitte] mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhassten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Cabinete mit doppelter Freude aufzustellen. [Goethe, weiß man, war ein Schädelforscher, entdeckte als prädarwinistischen Evolutionserweis den tierischen Zwischenkieferknochen auch beim Menschen und hat sich für einige Zeit selbst Schillers Totenschädel in sein Kabinett bringen lassen].

Möge das Blatt, was ich eben endige, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen.

Vor vier Wochen hätte ich es nicht geschrieben, es ist nur die Folge einer Gemüthslage, in die ich mich durch einen im Anfange scherzhafften Einfall versetzt habe.

Ich überdachte die neun Jahre Zeit, die ich hier [in Weimar] zugebracht habe, und die mancherley Epochen meiner Gedenckensart; ich suchte mir das Vergangne recht deutlich zu machen, um einen klaren Begriff vom gegenwärtigen zu fassen, und nach allerley Betrachtungen nahm ich mir vor, mir einzubilden, als wenn ich erst jetzt an diesen Ort käme, erst ietzt in einen Dienst träte, wo mir Personen und Sachen zwar [schon] bekannt, die Krafft aber und der Wunsch zu würcken noch neu seyen.“

Dem Wildschwein-Ratschlag folgen dann vorsorgliche Warnungen vor der gerade in Weimar eingetroffenen Schriftstellerin Elisabeth von der Recke, einer Dame, bei deren Bekleidung „selbst Wieland zu viel vom Nackten gewahr wird“, einer besonderen Verehrerin zumal von Fürsten, denen nichts Menschliches fremd sei. Aber in einer halben Stunde kann man das nicht alles vorlesen und auch noch zulänglich erläutern, was es auf sich hatte mit diesen Bemühungen des Ratgebers um eine Erziehung des Regenten – wie sie unter anderen politischen Bedingungen gelegentlich heute noch wünschenswert erscheint (nur dass beispielsweise der amerikanische Präsident nicht erst 27 Jahre alt ist, wie Goethes Herzog damals, sondern schon 70, was es den Beratern eher erschweren dürfte, dessen Leidenschaften zu zügeln). So habe ich diesen Plan wieder aufgeben müssen.

Ich werde mich beschränken auf einige Bemerkungen über den Umgang mit Briefen und über den biographischen Wert solcher Texte. Und muss dafür um Nachsicht bitten. Denn das meiste können Sie meinen bereits vorliegenden Bemühungen um den Briefschreiber Goethe entnehmen. Immerhin soll doppelt Genähtes doch etwas besser halten.

Darin sind wir uns gewiss einig: Ohne Erlaubnis des Absenders Briefe zu le-

sen, die nicht an uns selber adressiert sind, ist entschieden ungehörig. Das Gelesene dann auch noch mit Kommentaren zu versehen und es öffentlich mitzuteilen, ist geradezu strafbar und erscheint weit ärgerlicher sogar, als die jetzt wortreich beklagte ausspionierende Sammlung unserer personenbezogenen Daten im Internet oder beim Smartphone-Gebrauch. Weshalb eigentlich urteilen wir weit weniger rigoros über solche Verletzungen des Briefgeheimnisses, wenn der Absender nicht mehr, gar schon lange nicht mehr am Leben ist, und räumen einem Verstorbenen kein moralisches Verfügungsrecht mehr ein etwa über eigene Texte, deren Publikation ihm zweifellos unerwünscht gewesen wäre? Nicht wahr, ein Rest von Unbehagen behauptet sich auch dann. Bei meiner Beschäftigung mit dem Briefschreiber Goethe habe ich das durchaus empfunden. Und eben dazu möchte ich etwas sagen.

Zu seiner Zeit war es weithin üblich, fremde Briefe an andere Interessenten weiterzugeben. Sofern sich das nicht durch den Inhalt selber rechtfertigte, hat Goethe manche seiner Schreiben ausdrücklich als „ostensibel“, als vorzeigbar bezeichnet. Das galt also keineswegs stillschweigend für alle nicht so markierten Briefe. Häufig bestand er sogar auf strikter Vertraulichkeit, schrieb beispielsweise 1774 an Kestner und dessen Frau: Das nun „keinem Menschen gezeigt! Unter euch beyden! Sonst niemand sähe das!“ Ja, es gab Briefe, die er in hoch erregtem Zustand zwar seinem Schreiber diktierte, dann aber nicht einmal dem Adressaten selber zu lesen gab; der eben von Marion Poschmann erwähnte, als Konzept auf-

bewahrte und überlieferte Wutbrief an seinen Verleger Cotta mag kein Einzelfall gewesen sein. Jedenfalls bekam Lavater, der an ihn gerichtete Briefe weitergegeben hatte, 1775 zu lesen, das sei zwar „unterhaltend für andre, aber ich kann nicht leiden, dass meine Briefe [auch] einem Menschen das offenbaren, dem ich [selbst] den zehnten Theil davon nicht [einmal] mündlich sagen würde.“

Um dergleichen zu unterbinden, hat der Spurenverwischer Goethe nicht nur an ihn gerichtete Briefe verbrannt, sondern auch viele eigene, die er später zurückbekommen hatte. Ausgerechnet in den autobiographischen „Bekennnissen“ seiner „Tag- und Jahres-Hefte“ begründete er das mit „entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung“ – bekennd also, dass er keineswegs alles bekennen wolle. Zweifellos wäre weit mehr noch seinen Autodafes zum Opfer gefallen und den neugierigen späteren Lesern unzugänglich geblieben, wenn er bestimmter Briefe noch hätte habhaft werden können. Aber was alles wäre uns damit verloren gegangen! Als Sigmund Freud 1930 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt erhielt, erklärte er, Goethe habe „doch sehr genau darauf geachtet, die wahren Geheimnisse in seiner Autobiographie zu verhüllen.“ Das gilt keineswegs nur für Geheimnisse, an denen die Freud'sche Psychoanalyse interessiert ist.

Nachdem es bisher ganz feierlich und entsprechend anständig zugeht heute Nachmittag, darf ich es jetzt wohl für eine Weile etwas lustiger und unanständiger halten. Seinem Weimarer Herzog hat Goethe 1775 von einer ausgelasse-

nen Runde junger Herren des Hofes wortwörtlich geschrieben, dass einer von ihnen da „in Geilheit starck befangen“ sei und er selber „mit Schnurrbart wie ein Capital Spizbube“ aussehe. In anderen Briefen an Carl August hat er 1776 aus Leipzig „Zuckende, kringende, schnäbelnde, und schwumelende Mägdelein“ und „Hurenhafter, strozzliche, schwänzliche und finzliche Junge Mägde“ oder 1787 aus Rom die „öffentlichen Mädchen der Lust“ erwähnt und hat sogar über „verheurathete Weiber“ in diesem „bösen Erdenwinckel“ zu berichten gewusst, dass dort „zu naschen ist nur bey denen, die so unsicher sind als öffentliche Creaturen“ – hinsichtlich der Ansteckung nämlich mit einer Geschlechtskrankheit. Ganz sicher hat er dergleichen nicht wollen drucken lassen, lesbar gemacht für jedermann und für jede Frau. Aber dann wüssten wir, ganz abgesehen noch von solchen biographischen Eskapaden seines Erdenwandels, kaum mehr aus erster Hand, wie viel breiter die Palette seines Sprachgebrauchs war, als der „Werther“ oder später die „Iphigenie“ zu erkennen geben. Wir müssten uns in dieser Hinsicht nicht begnügen mit Berichten aus zweiter Hand, wie sie der Weimarer Böttiger notiert hat (den Goethe mit einigem Recht als „Arschgesicht“ bezeichnete). Einmal, behauptet der, machte man in den Weimarer Sturm und Drang-Jahren dem Kammerherrn v. Einsiedeln, „der gern lang im Bette liegen blieb, aus geriebenen und eingerührten Pfefferkuchen eine Sauce unter den Hintern ins Bettuch, weckte ihn nun, und schrie auf ihn, als einen Bettverunreiniger, los. Er sprang auf, zog das besudelte Hemd aus, und verfolgte damit nackend alle Leute im Hause.

Goethe warf unterdessen das Bettuch durch ein Loch in die Unterstube und brüllte: seht die Sau!“

Ohne solche Grobianismen ein anderes Beispiel noch für Briefe, die er uns später kaum hätte lesen lassen wollen. Die geliebte Lotte seines autobiographisch grundierten „Werther“-Romans war 19 Jahre alt, als er ihr zuerst begegnete, und immerhin 45, als er an Kestner und diese ihm inzwischen angetraute Charlotte Buff geschrieben hat er selber fast 50jährig: „Die Tage und Jahre fliehen mit einer so reißenden Lebhaftigkeit, daß man sich kaum besinnen kann, und bergab scheint es noch immer schneller zu gehen. Wenn wir uns wieder sähen, so hoffteich, Ihr solltet mich, dem innern nach, wohl wieder erkennen, was das äußere betrifft, so sagen die Leute, ich sey nach und nach dick geworden. Ich lege Euch eine Schnur bey, als das Maß meines Umfangs, damit ihr messen könnt, ob ich mich von dieser Seite besser gehalten habe als Ihr, denn sonst waren wir ziemlich von einerley Taille.“ In einer ordentlichen Goethe-Biographie hat das keinen rechten Platz. Aber was hier, der an sich ziemlich unerheblichen Sache nach, nur „das äußere betrifft“ (den mit der beigelegten Schnur zu bemessenden Taillenumfang), gibt eine ungewohnte Einsicht auch „dem innern nach“. So war dieser Wandlungsreiche damals doch beschaffen, so war ihm damals jedenfalls zumute, dass er dergleichen schreiben konnte.

Dafür rasch noch letztes Beispiel, das (mit seiner handfesten Schwangerschafts-Assoziation) Goethes frühes Verhältnis zu seinem Weimarer Regenten Carl August direkter angeht und es schlaglichtartig schärfer beleuchtet, als

umständliche biographische Darlegungen das Vermögen. 1776, wieder an die Kestners: „Der Herzog, mit dem ich nun schon an die 9 Monate in der wahrsten und innigsten Seelen Verbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden, aus unsrer Lieb-schafft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne.“

Briefe aus seinen frühen Weimarer Jahr-zehnten habe ich damit angeführt. Älter werdend schreibt der Staatsminister kaum noch etwas, das er nicht auch hätte veröffentlichen wollen. Er äußert sich vorwiegend sachbezogen, wird in persönlicher Hinsicht zunehmend verschlossener, steifer und förmlicher, fügt sich mehr und mehr einem umständlichen und floskelhaften höfischen Kuri-alstil. In seiner Korrespondenz mit dem Weimarer Großherzog, im Kontrast zu dessen mitunter recht burschikosem Ge-habe und ziemlich ungehörigen Alther-scherzen, nimmt das gelegentlich geradezu groteske Züge an. Carl August schickt ihm 1824 die Lithographie eines weiblichen Aktes und schreibt in seinem Begleitbrief: „Zur Trösterin in den lan-gen Winter Nächten habe ich dir beyfol-gende Dame erkohren, die ich dir ganz Nackend hingestellt habe, damit du da-mit machest, was dir eben gelüftet.“

Auf so etwas antwortet Goethe 14 Tage später: „Ew. Königliche Hoheit haben in diesen kurzen letzten Jahrestagen, die mich wie immer gar übel behandeln, zu wahrhafter Erquickung und Belebung gar manches mitgetheilt, wovon einiges mit dankbarster Anerkennung hier zu-rück erfolgt.“ Und er beschließt dieses Schreiben mit der untertänigsten Ver-sicherung: „Da ich nun in späten Jahren das Glück einer solchen Umsicht vor-

züglich zu schätzen alle Ursache habe, so darf ich hoffen, daß Hoch Dieselben mich auch künftig nicht vergessen und mich und meine Freunde durch werthe Mittheilungen gefällig zu erfreuen fort-fahren werden.“ Er weiß sehr wohl, wel-che Worte er wählt und was für Sätze er da baut, erklärt gelegentlich selber schon, dass er sich immer geheimrätli-cher gebe. Doch auf ihre Weise gibt auch diese spätere Briefschreibweise, geben die Äußerlichkeiten auch eines solchen Sprachgebrauchs Einblick in Wesenhaftes, in Innerliches. Und nir-gendwo direkter, aufschlussreicher, au-thentischer lässt sich dergleichen erken-nen und begreifen, als eben in seinen Briefen.

„In einer Abhandlung mit dem bekann-ten Titel „Um einen Goethe von innen bittend“ hat Ortega Gasset über die Goethe-Biographien seiner Zeit geur-teilt: „Es sieht aus, als hätten ihre Ver-fasser Auftrag erhalten, eine Statue für einen öffentlichen Platz zu schaffen oder einen Baedeker für die Goethe-touristik zusammenzustellen.“ Und, an einen ungenannten Freund appellierend: „Der Goethe, den ich von Ihnen verlange, muß unter den entgegengesetzten optischen Bedingungen gemacht werden. Ich bitte Sie um einen Goethe von innen.“ Schon 1932 war diese Diagnose angriffsfreudig überzogen, und zu der angemahnten Therapie hat Ortega sel-ber kaum beitragen können. Aber ganz Unrecht hatte er wohl nicht, als er da um einen „Goethe von innen“ bat. Und das heißt in der Tat: um einen Goethe, wie ihn vor allem doch seine Briefe zu er-kennen und zu verstehen geben.

Er selber hat seine spurenverwischen-den Autodafes später gelegentlich be-

dauert. Von den an ihn gerichteten Briefen, die 1797 verbrannt wurden, hat er 1819 Rochlitz geschrieben, dass er sie sich bei seinen „biographischen Arbeiten sehnlichst zurückwünschte“. Schon seit 1807 ließ er in seinem Weimarer Korrespondenz-Archiv fremde Schreiben im Original, eigene Briefe in Form der korrigierend durchgesehenen Konzepte aufbewahren. Und er wusste, weshalb. In seinem „Wahlverwandtschaften“-Roman hat er die kluge Ottilie in ihr Tagebuch schreiben lassen: Man vernichte Briefe wohl „aus Diskretion“, aber damit „verschwindet der schönste unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere.“ Richtiger lässt sich das gar nicht sagen.

Das zuständige Kuratorium hat vorgeschlagen, mit dem für biographische Werke bestimmten Einhard-Preis diesmal ein Buch auszuzeichnen, das durchaus nicht als eine richtige, vollständige, gattungsgemäß korrekte Lebensbeschreibung gelten kann, sondern eigentlich nur einige Briefe abdruckt und erläutert. Etwas abwegig war ein solcher Vorschlag schon, jedenfalls ungewöhnlich, zumindest doch kühn. Das Präsidium hat großzügig zugestimmt. Und finanziert wird das nicht etwa mit zwangsweise eingetriebenen Steuergeldern, sondern sehr nobel durch Seligensstadts freie Bürgerstiftung. Schließlich hat die liebenswürdige Marion Poschmann dieses Buch auch noch so gelobt, dass ich mit gehöriger Beschämung manchmal denken musste, sie sagt in Wahrheit gar nicht, wie es geworden ist, sondern wie es hätte werden sollen. Einige Beklemmungen von mir abschüttelnd, danke ich ihnen allen herzlich. Jeder hier weiß, dass dieser Preis

benannt ist nach einem 840 im Kloster Obermulinheim, also im späteren Seligenstadt gestorbenen Laienabt: dem freundschaftlich vertrauten Ratgeber Karls des Großen und Verfasser der lateinisch gehaltenen „Vita Caroli Magni“. Um das Leben und „die politischen Taten“ Karls des Großen angemessen zu beschreiben, so erklärt Einhard einleitend in dieser berühmten Biographie, habe er sich bemüht, „nichts auszulassen von dem, was zu meiner Kenntnis gekommen, andererseits aber auch nicht durch Weitschweifigkeit der Darstellung Anstoß zu erregen bei denen, die eine Abneigung gegen alles Neue empfinden.“ Karls „politische Taten“ waren nicht nur Feldzüge oder administrative Akte. Auch Briefe sind Taten. Tatsächlich hatte schon Einhard mit ihnen zu tun und hat keineswegs ausgelassen, was davon zu seiner Kenntnis gelangte. Ausdrücklich erwähnt er „epistolae“ der schottischen (irischen?) Könige an Karl und vermerkt, ohne sie zu zitieren und weitschweifig auf sie einzugehen, dass sie den „affectus“ dieser Briefschreiber, also deren persönliche Zuneigung gegenüber dem Adressaten erkennbar machten.

Ich bin mit den Goethe-Briefen anders umgegangen, ohne Rücksicht darauf, ob er selber deren Mitteilung im vollen Wortlaut gutgeheißen hätte (und mit Kommentaren, deren Weitschweifigkeit sehr wohl abschrecken könnte). Aber für solche postumen Verletzungen des Briefgeheimnisses kann man in letzter Instanz wenigstens mildernde Umstände geltend machen, indem man sich auf Goethes eigenes Benehmen beruft. Als er sein Korrespondenz-Archiv anlegen ließ, musste er wissen, dass dadurch

fremde wie eigene Briefe über seinen Tod hinaus erhalten blieben und bekannt werden könnten. Ja, seinen Briefwechsel mit Schiller hat er selber noch nahezu vollständig herausgegeben, den mit Zelter jedenfalls vorgesehen für eine postume Publikation. Und als er 1805 unbekannte Briefe Winckelmanns mit einer kommentierenden Vorrede veröffentlichte, kaum 40 Jahre schon nach dessen Tod, erklärte er einleitend, „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann“, insofern sie seine „innersten Gesinnungen“ mitzuteilen vermögen: „Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winkelmannischen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerthen Charakter.“

Sorgfältig bemühte Biographen wie Einhard benutzen als Quellen allemal auch die verfügbaren brieflichen Lebenszeugnisse. Aber eigentlich doch nur als Mittel zum Zweck, in aller Regel also nur als inhaltliche Auskünfte über das zur Rede stehende Leben, während ich Goethes Briefe um ihrer selbst willen als literarische Werke behandelt habe, man könnte wohl sagen: als Sprachkunstwerke (wobei es sich in diesen Fällen nicht um briefliche Bestellungen von Teltower Rübchen oder um Bedankungen für neue Weinflaschen handelte). Von Goethes Lebensgeschichte brauchte mich dabei nur zu interessieren, was als kontextuelle Be-

dingung eines Briefes zu dessen Verständnis erforderlich ist – was an Biographischem also dem jeweiligen Brief zugrunde liegt, was ihm eingeschrieben ist und ihm selber abzulesen wäre, wenn man nur hellichtig und weitsichtig genug lesen könnte. Aber so sind aus meinen linguistischen Fallstudien unter der Hand doch auch biographische Abhandlungen geworden, fragmentarische jedenfalls. Und mein Exkurs zu Goethes Gebrauch der Anredepronomen („Du hast“, „Sie haben“, „Er hat“, „Ihr habt“, „Hoch- und Höchstdieselben haben“), der etwa 70 Schreibjahre und eine Vielzahl von Adressaten erfasst, ergibt wohl beinahe so etwas wie eine auf Sprachbefunde gegründete Lebensgeschichte. Nur konnte oder sollte dabei doch auch der in Ottiliens Tagebuch gepriesene „unmittelbarste Lebenshauch“ spürbar bleiben, der am Wortlaut solcher Briefe haftet.

Passagen, bei denen uns dieser Lebenshauch unmittelbar anweht, die auf solche Weise also „einen Goethe von innen“ erkennen lassen, gibt es manchmal auch noch in seiner späten, an der Oberfläche der Texte eher verschlossen gehaltenen Korrespondenz. Dem englischen Freund Mellish hat er 1819 über seinen einjährigen Enkel Walther geschrieben, dass er ihn „mit großväterlicher Affenliebe, die größer als [die] der Eltern seyn soll, für das allerliebste Geschöpf von der Welt halte und wirklich durch seine Gegenwart den leeren weitschichtigen Haus- und Gartenraum für völlig ausgefüllt halte. Die sämtlichen Beeren reifen für ihn, und meine Rückahnung, dass sie auch mir einmal schmeckten, verwandelt sich, wenn ich ihn kosten sehe, in das entschiedene Gefühl, als schmeckten sie mir noch.“

Goethes einzig erhaltenes Großvaterschreiben ging 1830 an den neunjährigen Wolfgang. Der hat ihm geantwortet: „Lieber Apapa! wie geht es Ihnen. Sie glauben nicht was sie mir vor Freude mit Ihrem Brief gemacht haben.“ Über das, was uns verloren geht, wenn solche auf dem beständigen Papier übermittelten und aufbewahrbaren Briefe immer seltener und in der absehbaren Zukunft

unseres digitalen Zeitalters wohl kaum noch zur Post kommen, mochte ich bei dieser fröhlichen Gelegenheit nicht reden. Aber es würde mich doch freuen, wenn sich der private Briefmarkenverkauf des Seligenstädter Postamtes in der nächsten Zeit ein klein wenig belebte.

Danke!

Die bisherigen Preisträger:



Preisträger 1999

Otto Pflanze (1918 – 2007)

MA, PhD, Professor an den Universitäten Minnesota, Indiana und am Bard-College in Anpaddle-on-Hudson Gründungsmitglied des Historischen Kollegs München

Biographie: Otto von Bismarck



Preisträger 2001

Brian Boyd (*1952)

MA (Cant.) PhD (Toronto)
Professor an der Universität Auckland/Neuseeland

Biographie: Vladimir Nabokov



Preisträger 2003

Joachim C. Fest (1926 – 2006)

Historiker, Publizist, Mitherausgeber der FAZ 1973 – 1993

Biographisches Lebenswerk unter Berücksichtigung der Speer-Biographie

Die bisherigen Preisträger:



Preisträger 2005

Irène Heidelberger-Leonard (*1944)

Professorin em. für Deutsche Literatur der Université Libre de Bruxelles, Honorary Professional Fellow at Queen Mary, University of London.

Biographie: Jean Améry | Revolte in der Resignation



Preisträger 2007

Eberhard Weis (1925 – 2013)

Dr.phil. 1952 bei Franz Schnabel. Professor an den Universitäten Berlin (FU), Münster und München. 1987 bis 1997 Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Biographie des bayerischen Staatsmannes und Reformers Maximilian Graf von Montgelas (1759 – 1838)

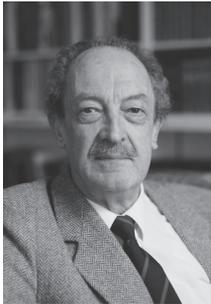


Preisträger 2009

Margot Friedlander (*1921)

Überlebende des Holocaust, Zeitzeugin

Autobiographie - „Versuche, dein Leben zu machen“



Preisträger 2011

Hugh Barr Nisbet (*1940)

PhD (Edinburgh) Litt.D. (Cambridge) Professor em. der Universität Cambridge. Mitglied im Vorstand der English Goethe Society.

Biographie: Gotthold Ephraim Lessing



Preisträger 2013

John C. G. Röhl (*1938)

PhD (Cambridge University), Professor (1979–1999) der University of Sussex. 1970–1983 Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Biographie: Wilhelm II.



Preisträger 2015

Joachim Radkau (*1943)

Dr.phil. Professor em. für Neuere Geschichte der Universität Bielefeld

Biographie: Theodor Heuss

Die Einhard-Stiftung zu Seligenstadt

wurde am 13. März 1998 durch eine bürgerschaftliche Initiative errichtet und am 23. April desselben Jahres vom Regierungspräsidium Darmstadt genehmigt.

Ihr Zweck ist es, die Idee der europäischen Einigung auf der Ebene einer traditionsreichen Stadt anschaulich und die gemeinsamen historischen Wurzeln der europäischen Nationen sichtbar zu machen.

Insbesondere wird der Stiftungszweck verwirklicht durch die Vergabe eines nach Einhard – dem Biographen und Vertrauten Karls des Großen – benannten Literaturpreises, mit dem eine herausragende Biographie einer Persönlichkeit ausgezeichnet wird, deren wissenschaftliches, religiöses, politisches, künstlerisches oder wirtschaftliches Wirken in einer engen Beziehung zu Europa steht.

Darüber hinaus wird der Stiftungszweck durch die wissenschaftliche Pflege des Andenkens Einhards und seiner Zeit verwirklicht.

Der Einhard-Preis ist mit Euro 10.000,- dotiert und wird in der Regel alle zwei Jahre nach dem Vorschlag des Kuratoriums vergeben, dem maßgeblich drei Fachjuroren angehören. Das waren zur Preisverleihung 2017 Dr. phil. Franziska Augstein (München), Patrick Banners (München) und Dr. phil. Ina Hartwig (Frankfurt am Main). Weitere Mitglieder: Prof. Dr. Robert Tampe (Vorsitz) und Alexandra Kemmerer LL.M. EUR. Turnusgemäß ist Frau Dr. Augstein zum Ende 2017 ausgeschieden. An ihrer Stelle hat das Präsidium Dr. Frank Rexroth in das Kuratorium berufen, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen.

Der Verleihung in der Stadthalle (Saal des ‚Riesen‘) in zeitlicher Nähe zur Wiederkehr von Einhards Todestag (14. März 840) geht ein Gedenken in seiner Grabeskirche voraus, der Basilika St. Marcellinus und Petrus.

Die Preisvergabe ist gesichert aus dem Erlös des Stiftungskapitals, das von inzwischen rund sechzig Stiftern aufgebracht worden ist und durch Spenden.

Präsidium

Prof. Dr.rer.nat. Peter Hammann, Vorsitzender (bis 25.11.2017)

Aloys Lenz, MdL a.D., Vorsitzender (ab 25.11.2017)

Prof. Dr.rer.nat. Robert Tampé, Stellv. Vorsitzender

Dr. phil. Nicolas Wolz

Alexandra Kemmerer LL.M.EUR

Dr. iur. Axel Johannes Korb

Dipl.-Ing. Karl Wolf

www.einhard-stiftung.de



Kontowechsel ist einfach.



[sls-direkt.de](https://www.sls-direkt.de)

**Konto zur Sparkasse wechseln
in nur 8 Minuten –
einfach, schnell und kostenfrei.**

Lernen Sie uns jetzt kennen!

Wenn's um Geld geht
 **Sparkasse
Langen-Seligenstadt**